

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 102 (1976)
Heft: 8

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

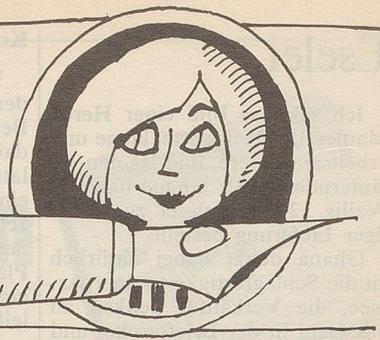
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seite der Frau



Wenn Frauen unter sich sind

Also, das Jahr der Frauen, ist schon ein Weilchen vorüber, und die Jahrtausende der Männer haben wieder eingesetzt und nehmen ihren Fortgang. Bis wann? Ich nehme an, bis wir Töchtern gemerkt haben, dass sie wohl nie aufhören werden, noch aufgehört haben.

Vielleicht kommt einmal ein Jahrhundert des Menschen, wer weiss.

Aber auch sonst – es war unwichtig, dieses Jahr der Frau, und wir werden uns wohl damit abfinden müssen. Es ist halb so schlimm, sie haben ja ihre guten Seiten auch, die Mannen. Fast so viele wie wir.

Einmal sagte einer nach einem der Abende, wo die Geschlechter sich für eine Weile trennten – was nicht nur in den angelsächsischen Ländern, sondern – obgleich weniger organisiert – auch bei uns der Fall ist: «Das wird wieder über uns hergegangen sein?!» Aber nicht so, wie der Betreffende dachte. Wenn Männer unter sich sind – das weiss ich aus ganz sicherer Quelle –, dann profitieren sie nicht von diesem «Untersichsein», um über uns Frauen zu schimpfen. Sie politisieren (was nicht immer kurzweilig ist)

und das könnten sie jetzt ja auch in unserer Gegenwart haben, wo wir doch jetzt fast ebensoviel davon verstehen, wie sie. Aber sie tun es nicht, weil sie nicht gern von so wüsten Sachen reden in unserer Gegenwart.

Wir möchten es aber auch gar nicht. Wir haben genug Gesprächsstoff, wenn wir unter uns sind. Wir haben Kinder, oder einen Haushalt, den wir zum Teil ernst nehmen, wir haben unsere Rezepte und unsere Männer. Und wenn man uns fragt, ob es wieder über besagte Männer «hergegangen sei», dann können wir meist ruhigen Gewissens sagen: nein. Oder eben doch nicht so, wie es sich manche von ihnen vielleicht vorstellen. Genau so wenig, wie Männer in der Regel das Untersichsein benutzen, um über uns herzufallen. Sie reden kaum je lieblos über uns, und wir reden nach meiner Erfahrung nicht lieblos über sie. Wir tun etwas, was manche vielleicht übelnehmen würden, aber die meisten eben doch nicht: Wir lachen manchmal über sie. Sogar recht oft. Wir lachen, weil sie soviel Ähnliches haben. («Genau das sagt – oder tut – meiner auch immer.») Und diese Ähnlichkeit besteht auch, wenn diese Männer sonst noch so total verschieden sind.

Für diese Gründe zum Lachen suchen die Frauen Bestätigung. Sie «lassen Dampf

ab», wie Monica Dickens das einmal nannte, weil Lachen das beste Mittel gegen Aerger und Kummer und alles «Garzuernstnehmen» ist. Aber sie lachen nicht aus Lieblosigkeit. Es tut ihnen wohl, zu hören, dass ihre Situation kein Einzelfall ist, dass es also keine Situation gibt, in keinem Haus, in keiner Ehe, die die andern nicht auch in einer Form oder der andern aus eigener Erfahrung kennen.

Und sobald sie sehen, dass es allen ungefähr gleich geht, müssen sie lachen (ausser sie gehören zu den total Sturen).

Wenn man aber über die kleinen Aergerisse des Alltags einer Ehe lachen kann, dann kann man diese Aergerisse nicht mehr tragisch nehmen. Man teilt sie ja mit den andern. Wie soll man sich denn sperren oder erbittern, wenn man einmal eingesehen hat, dass man kein dramatischer Einzelfall ist?

Es ist also viel, viel besser, wenn das harmlose Lachen über die Männer den Frauen ein Sicherheitsventil bietet, als wenn sie alles verbittert schlucken und tierisch ernst nehmen (was im Grunde gar nicht böse gemeint ist), – so lange bis die Ehe an diesem tierischen Ernst scheitert. Bethli

Die alleinstehende Frau

Zu den Beiträgen von Nina und Salome zum Thema «Die Abschaffung des dritten Geschlechts»

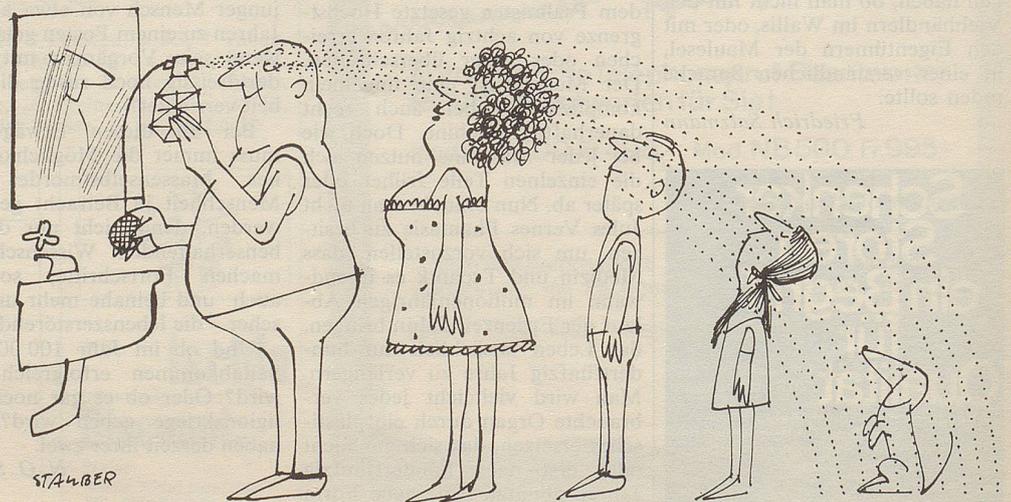
Die Stellung der ledigen Frau in der heutigen Gesellschaft ist von Nina und Salome vortrefflich beleuchtet worden; wer dazugehört, kann nur zustimmen. – Schon vor 50 Jahren schrieb der Psychologe C. G. Jung, es handle sich nicht um einige Dutzend, sondern um Millionen unverheirateter Frauen («Die Frau in Europa»). «Unsere Gesetzgebung und unsere soziale Moral geben auf die Frage dieser Millionen keine Antwort.» Obwohl in der Zwischenzeit die unverheiratete Frau mündig geworden ist, hat sich in der Einstellung der Allgemeinheit ihr gegenüber wenig geändert. Da es sich trotz der beträchtlichen Zahl hier um eine Minderheit handelt, wird diese im Dunkel bleiben, sofern nicht in ihr selbst ein Wachstum beginnt. Aussenseiter müssen sich die Antworten selber geben, die Masse hält sie niemals für sie bereit.

Bei den Problemen rund um die alleinstehende Frau – sei diese

ledig, ledige Mutter, geschieden oder verwitwet – geht es letztlich um die Bejahung eines individuellen Schicksals, um Fragen des Selbstbewusstseins, des Selbstvertrauens. Weil es nun schwierig, ja unmöglich ist, die Gesellschaft zu verändern, sollte man da vielleicht mit dem Verändern bei sich selbst anfangen, indem

man seinen Standpunkt kritisch betrachtet, seine Reaktionen auf das Verhalten des Publikums prüft und – korrigiert? Kürzlich sagte eine Sprecherin in der Voranzeige einer Radiosendung über die alleinstehende Frau, diese werde von der Gesellschaft oft als Versagerin angesehen. Welcher Instanz beugen sich allein-

stehende Menschen denn, wenn sie von der Gesellschaft das Verdikt «Versager» annehmen? Kennt einer den andern, seine Lebensgeschichte, seine Gegebenheiten gut genug, um objektiv Versagen feststellen zu dürfen? Eine solche Sicht sollte die Alleinstehende innerlich entscheiden von sich weisen. Auch das



STABER

Alleinsein birgt Möglichkeiten, das Leben ehrenvoll zu bestehen. Man bedenke den Ausdruck, der in der Alltagssprache für diese Menschengruppe gebraucht wird: Es wird da von Stehen gesprochen! Die alleinstehende Frau hat den Wert, den sie selber sich gibt, nicht den, den eine Gesellschaft ihr zumisst.

Für jene, die darunter leiden, dass der Stand, dem sie gezwungenermassen oder freiwillig angehören, im Bewusstsein der Gesellschaft nicht vorhanden ist, läge hier der Ansatzpunkt zu einer Neuorientierung. Dort wo alleinstehende Frauen in Gruppen oder einzeln erfasst werden können, sollten sie vor allem ermutigt werden zu lernen, sich selbst zu vertrauen und ihre Lebensleistung nicht zu gering einzuschätzen, sich immer wieder selbst zu bestätigen.

Es ist selbstverständlich richtig und notwendig, dass man tatkräftig versucht, Ignoranz aufzuklären, durch das Gesetz bedingte Benachteiligungen anzufechten, denn die Menschen sind träge, und man muss sie wachrütteln. Angesichts der nur schwer zu beeinflussenden Haltung des Kollektivs wird es eine ebenso wichtige Aufgabe der Alleinstehenden sein, am Aufbau ihres Selbstvertrauens beharrlich zu arbeiten. Die Alleinstehende

wird in mühevoller, aber lohnender Arbeit an sich selbst versuchen müssen, sich eine Kraft zu erwerben, die es ihr eines Tages erlaubt, sich vom Druck der allgemeinen Meinungen und der allgemeinen Vorstellung vom gelungenen Leben zu befreien und zu ihrem besonderen Schicksal ja zu sagen. Schon dies wäre eine höchst beachtliche Leistung. – Die Aussichten für eine äussere Veränderung der Lebenssituation sind zudem dann am grössten, wenn es gelungen ist, die gegenwärtige Lage innerlich zu bewältigen.

Ruth Gross

Sich «verkleinern»

Mit zwanzig wechselte man begeistert vom elterlichen Einfamilienhaus in die zügige Mansarde und spielte Studentenehepaar. Ein paar Kisten, Farbtöpfe, das Grammophon mit den Lieblingsplatten und zwei Poster nebst dem zusammengeschreinernten Büchergestell für die Literatur, die man «in» fand, genügten. Dann folgten zwei Zimmer, die erste richtige Wohnung mit Bad und Küchenschrank und später, als Kinder dazukamen, ein bescheidenes, aber richtiges Einfamilienhaus. In der Hochkonjunktur gab man dann auch einmal gross an mit einer Jugendstilvilla in Luzern mit neun (!) Zimmern. Für wenig Geld konnte man im Brockenhaus Tische, Stühle und Betten erstehen und alle Freunde grosszügig einquartieren, den Kindern ein «Eisenbahnzimmer» und einen Trottinettkeller einrichten, dem Ehemann ein Studierzimmer und ein Näh- und Glettzimmer fürs Mami. Das waren noch Zeiten! Geputzt wurde mit der linken Hand, so konnte auch das grösste Haus und der riesigste Garten mit 14 Obstbäumen nicht schrecken. Die Früchte verspeisten benachbarte Schulkinder.

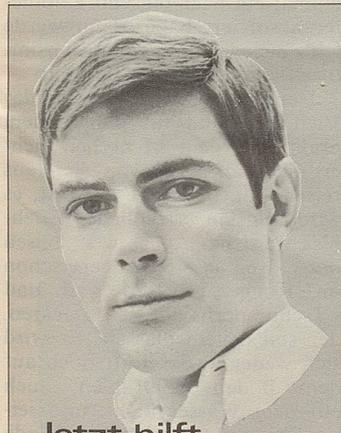
Leider dauerte der Grossgrund-Traum knapp ein Jahr, und man musste zurück ins standesgemässe Klein-Einfamilienhaus. Was vom Brockenhaus kam, wanderte dahin zurück, und die beiden Buben hatten wieder ein Zimmer gemeinsam und stritten sich dementsprechend. Dann zog ihr Vater das Jungesellendasein dem Ehealltag vor – die Kinder hatten keinen Vater mehr, dafür bekam jeder ein eigenes Zimmer, weil die Mutter vom verwaisten Eheschlafzimmer hinüberwechselte in die Wohnschlafstube. Da Arbeit bekanntlich das beste Mittel gegen Kummer ist, suchte die Mutter eine Stelle. Und stellte später fest, dass zwei wilde Buben noch wilder werden ohne Vater und mit berufstätiger Mutter. So wanderte der Grosse ins Institut, der

Kleine zu den verständnisvollen Grosseletern. Nun wurde sogar das kleine Einfamilienhaus zu gross. Zudem besorgte niemand mehr den Garten, und die ländliche Gegend, die für Kinder ideal schien, erwies sich als ausgesprochen mühsam für die alleinstehende Berufstätige.

Und so zieht man halt wieder um – ob es diesmal endgültig ist? Jetzt genügen zweieinhalb Zimmer vollauf. Für Weekend und Ferien genügt ein Zimmer für zwei Buben, Mami «wohnschläft» weiterhin, da sie die meiste Zeit alleine in der Wohnung ist. Wo aber bleibt das geliebte, höchst überflüssige, dafür erinnerungsschwangere Stubenbuffet, das Harmonium, das nur an Weihnachten gebraucht wurde, und das unbequeme Biedermeiersofa, das sich allerhöchstens noch zum Fernsehen eignete? Sie haben alle drei keinen Platz mehr in der praktischen Kleinwohnung. Die muss mit praktischen Kleinmöbeln so gut wie möglich genutzt werden, damit in zwei Zimmern drei Personen notfalls gemeinsam essen, wohnen, Freunde beherbergen und schlafen können. Nostalgisches, Dekoratives oder Unnützes muss hart und seelenlos ausgemerzt werden. Kleines Beispiel: Der grosse Sohn verliebte sich im Zürcher Brockenhaus in

seinen «Hausaltar», so genannt, weil er aus dunkel gebeizter, überall mit Holzröslein verzierter Eiche besteht, ca. 300 Kilogramm wiegt, ungezählte Fächlein und Schubladen beherbergt und 50 Franken gekostet hat. Und sämtliche Geheimnisse einer vierzehnjährigen Bubenseele birgt. Besagtes Uding wird wohl kaum Platz finden in der preisgünstigen Kleinwohnung. Bloss: wie bring ich's meinem Kinde bei? Fragt mich lieber nicht, sonst heul' ich gleich selber los, liebe ich den Schnörkelhaufen doch genauso! Und die andern Ungetüme, die momentan noch mein Häuslein zieren, ebenso. Aber erstens kann ich das Haus nicht mehr bezahlen, und zweitens «bedürfen» meine Buben einer starken Hand und keiner wurmstichigen Möbel. Die können sie sich in ca. zehn Jahren, wenn sie auch Studentenehepaar spielen, vielleicht wieder im Brockenhaus erstehen. Aber mir ist zum Heulen. Ich traure keinem kostbaren Louis Philippe oder Biedermeier nach, aber einer behüteten, sorglosen Zeit, wo man Mais und Servila zum Znacht kochte, kein Geld, aber Zeit hatte, in einer leicht vergammelten «Villa» hauste und stolz einen zehnfränkigen Tisch heimzuschleppte, den die Kinder verzichteten und notfalls mit dem Taschenmesser bearbeiten durften.

Und warum kam alles so? Weil ein ehemals Student später Karriere machte, eine Präsentierwohnung, -frau und ebensolche Kinderlein brauchte und deshalb alles auswechseln musste. Mit genügend Kleingeld ist die Wohnung bald besorgt, brave Kinderlein kann man mit einer neuen, genügend jungen Frau auch wieder zeugen – bloss – wo lässt man die unliebsamen Reste? Halberwachsene Söhne haben möglicherweise etwas Mühe, das adrette neue Mami zu akzeptieren, und das ausrangierte Exmami nebst ihrem altertümlichen Ramsch kann man ja kaum im Lagerhaus deponieren? Sina



Jetzt hilft eine Hefekur mit

VIGAR HEFE

bei unreinem Teint, Bibeli, Furunkulose

bei Magen- und Darmstörungen

bei Frühjahrs- und Herbstmüdigkeit

VIGAR HEFE Dragées sind geschmackfrei und angenehm einzunehmen. Originalpackung mit 200 Dragées Fr. 7.50. Kurpackung mit 500 Dragées Fr. 15.– in Apotheken und Drogerien.

Was ist wett, ist Cassinette



Cassinette ist gesundheitlich wertvoll durch seinen hohen Gehalt an fruchteigenem

Vitamin C

Ein OVA-Produkt

Reg' Dich nicht auf, handle!

(Zu «Was zuviel ist, ist zuviel» in Nr. 2)

Ich komme gerade aus der Waschküche. Ob meine Wäsche jetzt sauber oder rein ist, weiss ich nicht. Das ist mir auch egal. Aber sie schmeckt guet und sieht frischgewaschen aus.

Ich ärgere mich auch immer über die in Werbespots (besonders in Wasch- und Putzmittel-Reklamen) leicht unterbelichtet dargestellten Frauen. Vermutlich lassen sich diese alles nur des Honorars wegen gefallen. Sind sie nun dumm oder nicht? Liebe

Eva Renate, weisst Du, wie ich mich an «blöder» Reklame räche? Ich werd's Dir verraten und hoffe, dass ich nicht die einzige bin, die auf diese Weise protestiert. Keine Angst, es braucht dazu keine Bewilligung, keine Kommission, keine Partei, hängt nicht vom Einkommen ab, hat nichts mit der Ueberfremdung zu tun, ist nicht unsittlich und nicht vom Wetter abhängig, wirklich ideal für alle Schichten und Altersgruppen. Also, man macht das so: Alle in Werbespots oder Inseraten «dämlich» und «einfältig» angepriesenen Produkte kauft man grad zleid nicht. Die Werbetexte sind ja so einprägsam, dass man sie schnell einmal im Kopf hat. Wir sind zum Glück in keiner Branche auf eine einzige Marke angewiesen. Und putzen, zum Beispiel, müssen wir doch so oder so von Hand, egal woher der (Wirbel-)Wind weht! Ich jedenfalls schiebe das Wägelchen mit den störrischen Rädern immer in «Mich-verwüt-sched-ihr-nid-Stimmung» vor mir her.

Wenn mein Gedächtnis mich nicht täuscht, so haben laut Statistik die meisten Familien einen «Tele-Wischer» im gepflegten Schweizer Heim stehen. Würden nun alle einkaufenden Frauen, aber wirklich alle, jedes am Bildschirm «idiotisch» vorgestellte Produkt einfach übersehen, so wüssten die TV-Spot-Bastler bald einmal Bescheid. Vermutlich würden sich gescheite Schauspieler gar nicht weigern, gescheite Sprüche aufzusagen!

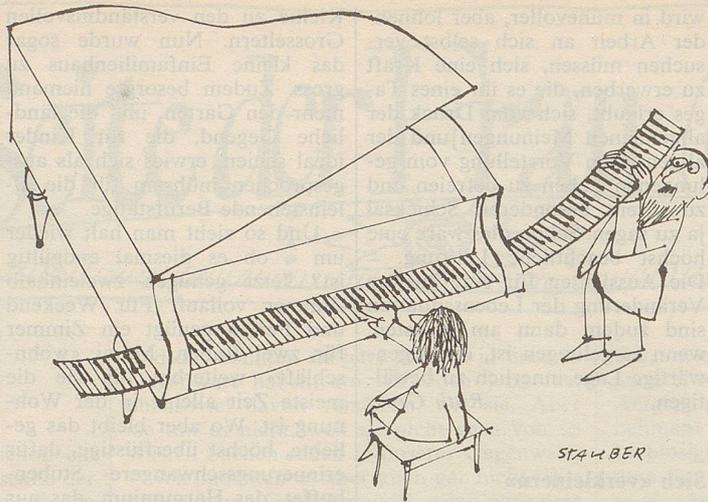
Willst Du, liebe Eva Renate, nicht auch sofort mitmachen?

Charlotte E.

Theorie und Praxis

Unter dem dritten Geschlecht habe ich mir bisher etwas anderes vorgestellt. (Siehe Ernest Borneman «Sex im Volksmund. Wörterbuch von A-Z». rororo)

Item, ich bin eine Frau Professor. Noch nicht sehr lang. Viel länger war ich ein Fräulein. Mein Beruf brachte es mit sich, dass hie und da jemand versehentlich «Fräulein Doktor» zu mir sagte. Das nahm ich weiter nicht tragisch und stellte es jeweils richtig. Dann heiratete ich einen Ausländer, der damals im Auslande wohnte. Ich ging allein ins Stadthaus, um meine Heiratsabsichten kund zu tun und Formulare auszufüllen. Ein sehr netter Herr half mir dabei. Nett und scharfsichtig, denn als ich sagte, welchen Beruf mein Verlobter habe, zog er den Schluss, dass er einen akademischen Titel habe. Trotzdem kamen wir ohne Dokortitel ins Kästchen. Wir wollten nicht noch eine amtliche Bescheinigung einholen, und die wäre nötig gewesen. Man muss auf



dem Zivilstandsamt beweisen können, dass man ein Doktor ist.

Zuerst wohnten wir im Ausland. Dort war mein Mann der Herr X. und ich die Frau X. Denn nur einem Arzt sagte man «Herr Doktor». Jetzt leben wir in der Schweiz, und mein Mann ist Hochschullehrer und als solcher der Herr Professor. Zu mir sagen die Leute, die es wissen, «Frau Professor». Ich habe den Eindruck, dass sie es gerne tun. Es ist offenbar einfacher, einen Titel zu behalten als einen Namen. Es hilft nichts, dass ich immer wieder sage, ich sei Frau X. Ich bleibe die Frau Professor. Ein Niemand. Ich höre es nicht gern. Zum Glück wissen an unserem neuen Wohnort in der Schweiz wenig Leute, was mein Mann ist und tut. Die Frau des Bäckers hat uns einmal nach unserem Namen gefragt. Seither sagt sie uns meistens einen verkehrten Namen. Es müsste für sie eine Wohltat sein, mir einen Titel anhängen zu können. Vielleicht mache ich sie einmal bescheiden darauf aufmerksam, dass ich... (siehe oben).

Wissen Sie, was Sie zu Juliana, Königin der Niederlande, sagen müssten, wenn Sie sie kennenlernen würden?

Mevrouw!

Margrit X.

Brief aus Borneo

Wieviele Kilometer braucht der Mensch?

Ich hörte ihn, sobald ich die Tür des Cafés öffnete, mit einer Stimme die auf den Kasernenhof, und einem Wortschatz, der nicht einmal in den Kuhstall gepasst hätte. Dass man in diesem... land, in dieser... stadt, in diesem... hotel nicht einmal Stumpfen bekomme. Die letzten der mitgebrachten hatte er in Madras geraucht, von da an war die ganze Reise ver... en. Bangkok? eine... stadt, es gibt ja keine Stumpfen dort. Und so fuhr er fort, lautstark und lehrreich, und kein Tüenzidochnedeso

Wasägedaudlüt seiner Tischgenossinnen konnte ihn beschwichtigen. D Lüt? Sind ja doch alles... ausländer, was haben die zu so einer echt schweizerischen Herzensnot zu meckern?

Ich rührte meinen Kaffee und schaute so ausländisch wie möglich drein. Ich weiss nicht, was für Helvetiasöhnen Keller in Berlin begegnet ist, aber ich habe einen Verdacht, dass es keine verhinderte Stumpfenraucher gewesen sind. Wozu reist der Mensch, wenn es ihm doch nirgends passt? Ich prangere hier Schweizer an, weil ich mich für die persönlich geniere, aber die einzigen Meckerreisenden sind sie bei weitem nicht. Woche für Woche, jeden Tag beinahe, kommen sie hier in Borneo an, Flugzeugladungen gleich, lassen sich todmüde in gepolsterte Stühle sinken, und fangen zu schimpfen an.

Ueber die Hitze, die Insekten, das Essen, die Bedienung. Wenn man mit ihnen ins Gespräch kommt, so geben sie zu, dass Malaya, Indien, Afrika ihnen eine Enttäuschung gewesen seien. «Ich hätte nie gedacht...» fangen sie an, in jeder beliebigen Sprache, und dann kommt ein Leidenskatalog, um den fromme Pilger sie beneiden möchten. Erbsli in den Schuhen wären eine Erholung dagegen.

Warum reist der Mensch, warum so weit, und warum in Horden? Hat er Angst etwas zu verpassen?

Ich glaube, ja. Prospekte und Filme stellen uns das anderswo so herrlich und verlockend dar. Ein Gramm gesunder Menschenverstand sollte uns zwar eingeben, dass dieselbe Werbeindustrie, die uns weiss was für hochgeschraubten Mumpitz über Waschmittel verabfolgt, doch nicht plötzlich aus der Rolle fallen und übers Reisen die sachliche Wahrheit servieren kann. Aber es ist sooo schön auf der Leinwand, im Bildschirm, komm Kari, wir gehen auch. Der Konsument wird aufgestachelt, es

wäre ihm selber gar nie in den Sinn gekommen, dass sein Herz nach Ulu Trusan strebt. Er hätte nie gewusst, dass es tatsächlich so einen Ort gibt. Aber ja! das gibt es, und ja! man kann dorthin. Es ist teuer und unbequem, aber möglich. Also los, sonst verpasst ihr etwas.

Sehen nicht vier Fünftel aus demselben Grunde fern? Wenn alle TV-Programme gratis im Kino gespielt würden, wer ginge schon hin? Wer will den vielen Mist, der ein paar Perlen verpackt, überhaupt sehen? Aber man könnte doch, ach! etwas verpassen, und so sitzt man denn schläfrig und dumpf da und geht schliesslich mürrisch ins Bett. Die erwartete Sensation ist nicht gekommen. Eine Enttäuschung bloss, wie die liebe Erde sie den wild getetzten Fünftageweltreisenden ist.

Nicht dass ich meinen Landsleuten anraten will, das Glück ergreifen zu lernen wo es ist, «immer da». Das ist genau so unsinnig wie das hohle Versprechen der Reiseprospekte, dass es «immer dort» sei. Die meisten Leute nehmen sich gar nie die Zeit, nachzudenken, was sie unter Glück eigentlich verstünden. Bin ich glücklich? Ich habe nicht alles, das mir tagtäglich vorgegaukelt wird, ich bin also nicht glücklich. Aber wenn ich einmal ein paar tausend Kilometer absolviert habe, dann werde ich's sicher. Es muss doch stimmen, si hends am Radio gseit.

Der Herdentrieb ist für das Vieh gut (und für den Chüeni praktisch), dem Menschen steht er nicht an. Wer von sich aus reisen will, der tue es getrost, es wird ihm ein erfreuliches Erlebnis werden. Aber wer reisen muss, weil ja s Bänzligers schon im Kongo gewesen sind und s Tschümperlis auf den Balearen, der soll's bleibenlassen. Er wird sich weder in der Luft noch auf dem Boden wohlfühlen, auch auf dem Wasser nicht, und seines Schimpfens wird kein Ende sein. Er wird mit irrem Kopf und wirrer Farbphotosammlung zurückkommen, mit dicken Büscheln von Prospekten und einem wild verklebten Koffer voll Souvenirs, die ja doch alle von Hongkong und Japan stammen.

Und so klug als wie zuvor.

Heidi

Zuschriften für die Frauenseite sind an folgende Adresse zu senden: Redaktion der Frauenseite, Nebenspalter, 9400 Rorschach. Nichtverwendbare Manuskripte werden nur zurückgesandt, wenn ihnen ein frankiertes und adressiertes Retourcouvert beigelegt ist. Manuskripte sollen 1½ Seiten Maschinenschrift mit Normalschaltung nicht übersteigen, und dürfen nur einseitig beschrieben sein. Bitte um volle Adressangabe auf der Rückseite des Manuskripts.